

KALONYMOS

Dr. Salomon Samuel (1867–1942)

Martina Strehlen

Salomon Samuel wurde 1867 in Culm an der Weichsel (Westpreußen) als Sohn des Lehrers und Vorbeters Baruch Salomon und seiner Frau Bertha, geb. Friedländer, geboren. Nach Abschluss des Gymnasiums studierte er an der Universität in Berlin Philosophie und Orientalia und an der Lehranstalt für die Wissenschaft des Judentums Theologie.

1899 heiratete er seine aus Posen stammende Kusine Anna Friedländer (1874–1942). Annas Bruder, der Philosoph und Schriftsteller Salomo Friedländer („Mynona“; 1871–1946), war später im Hause der Samuels ein gern gesehener Gast. Salomon und Anna Samuel bekamen vier Kinder: Ludwig (1900–1966), Hans (1901–1976), Eva (1904–1989) und Edith (1907–1964). Mit der Familie lebten zwei unverheiratete Schwestern von Salomon Samuel, Cäcilie (1870–1942) und Ida (?-1940).

1894 stellte die jüdische Gemeinde Essen Salomon Samuel als ihren ersten Rabbiner ein.

In Essen lebten bis ins 19. Jahrhundert nur wenige Juden, erst mit der Industrialisierung wuchs die Gemeinde stark an. Vor allem seit Ende des 19. Jahrhunderts kamen auch viele Zuwanderer aus dem östlichen Europa, die sogenannten Ostjuden, auf der Flucht vor Pogromen und auf der Suche nach Arbeit ins Ruhrgebiet. Sie machten in der Essener Gemeinde teilweise bis zu einem Drittel der Mitglieder aus. Von rund hundert Mitgliedern zu Beginn des 19. Jahrhunderts war die Gemeinde zur Zeit der Einstellung von Salomon Samuel schon auf mehr als 2.000 Personen angewachsen. Als sie im Jahr 1912 mehr als 3.000 Mitglieder zählte, stellte man einen zweiten Rabbiner an, der den Hauptrabbiner unterstützen sollte.

Der größte Teil der Gemeinde bestand aus deutschen Juden, die der liberalen Richtung angehörten. Ihre Synagoge – mit einer Orgel – befand sich

in der Essener Altstadt in der II. Weberstraße (heute: Gerswidastr./Gänsemarkt).

Die Neueinwanderer und auch einige der deutschen Juden waren orthodox und beteten nicht in dieser Synagoge, sondern mieteten für ihre Gottesdienste einen Raum in einer Gaststätte.

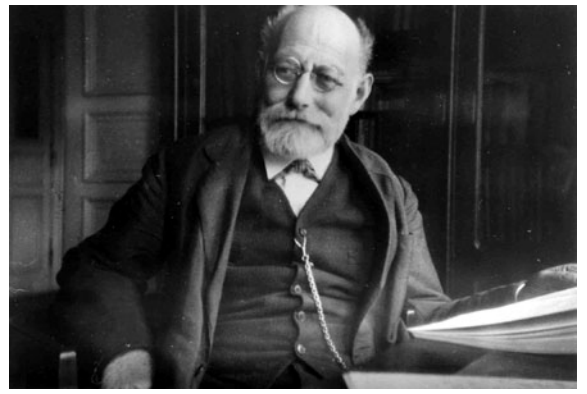
Das starke Anwachsen der Gemeinde, die Versorgung der Flüchtlinge und die Spannungen zwischen den Anhängern der unterschiedlichen Strömungen verlangten Rabbiner Samuel von Anfang an große Anstrengungen ab. Ob er dafür der geeignete Mann war, dazu gibt es unterschiedliche Einschätzungen. Sein Duisburger Kollege Dr. Manass Neumark beschrieb ihn als einen „Mann, der wohl mehr nach innen als nach außen lebt“¹, und auch Rabbiner Dr. Moritz David aus Bochum beschrieb ihn anlässlich seines 25jährigen Amtsjubiläums im Jahre 1919 als einen Gelehrten, der „dem Geist das Szepter gegeben“ habe.²

So sind Kompetenzstreitigkeiten mit dem Lehrer der jüdischen Volksschule und den zunächst häufig wechselnden zweiten Rabbinern belegt. Letztere gehörten alle einer 20 Jahre jüngeren Generation an. Es waren Männer, die selbstbewusst im Ersten Weltkrieg gedient hatten und 1916 mit der ‚Judenzählung‘ konfrontiert worden waren; Rabbiner, die durch den wachsenden Antisemitismus häufig politisch aktiv wurden. Viele standen der noch jungen Bewegung des Zionismus nahe – anders als die meisten Angehörigen der älteren Generation deutscher Juden. So lag das Problem zweifellos nicht nur in der Unterschiedlichkeit der Persönlichkeiten, sondern auch in einem Konflikt zwischen den Generationen begründet.

Samuel selbst beschrieb die Aufgabe des Rabbiners als „Dienst an der Gemeinde, Kräftigung des Judentums und Förderung der allgemeinen Wohlfahrt“. Neben der Durchführung von Gottesdiens-



Mosaikemblem
im Inneren der Synagoge



ten mit Predigten, Trauungen und Beerdigungen, gab er Religionsunterricht an Schulen und widmete sich der Wohlfahrt. Er war aktiv im Vereinsleben der Gemeinde. So gründete und leitete er u. a. den örtlichen Verein für Jüdische Geschichte und Literatur, den Jugendverein ebenso wie verschiedene soziale Einrichtungen. Wiederum charakteristisch für die Haltung seiner Generation war seine Ablehnung des politischen Zionismus. Der Vorsitzende der zionistischen Ortsgruppe in Essen merkte in seiner Festrede anlässlich des 25jährigen Amtsjubiläums Rabbiner Samuels an, dass die zionistische Ortsgruppe die einzige jüdische Gruppe in Essen sei, der jener nicht angehöre.³

Samuel bemühte sich außerdem, Kenntnisse über das Judentum zu vermitteln. In Vorträgen und Führungen durch die Synagoge, in der Volkshochschule und den „Akademischen Kursen“ sprach er über jüdische Kultur, Ethik und Dichtung, aber auch über aktuelle Themen wie den Antisemitismus.

Mit zahlreichen Publikationen prägte er auch das liberale Judentum Deutschlands. So verteidigte er die *Richtlinien zu einem Programm für das liberale Judentum* (1912) mündlich vor seiner Gemeinde und schriftlich in der *Allgemeinen Zeitung des Judentums*.⁴ Er kritisierte die orthodoxe und modern-orthodoxe Richtung wegen ihres Festhaltens an „überkommenen“ Ritualen und Regeln – umgekehrt aber auch die allzu assimilierten liberalen Juden, die sich vom Judentum entfernten. Seine persönliche Einstellung formulierte er folgendermaßen: *Maßvoller, besonnener Fortschritt im engen Anschluss an Wissenschaft und Leben. Raum für alle, was eine natürliche, gleichsam von innen hervortreibende Entwicklung deutlich erfordert. Schonung jedoch der Eigenart des Judentums, wie sie durch sein Wesen und seine Geschichte festgestellt ist; also keine bloße Angleichung oder Nivellierung aus Opportunität oder ähnlichem Motiv.*⁵

Deutsche Juden sollten „Bürger zweier Welten“ sein, patriotisch, zugleich aber die „jüdische Eigenart“ pflegend. Dies drückte er während des Ersten Weltkriegs in seinen Kriegsvorlesungen *Bibel und Heldentum* (1914/15) und in der 1919 herausgegebenen *Literarischen Spende für jüdische Kriegsteilnehmer* aus.

Viele Publikationsvorhaben, die er wegen der täglichen Arbeit zurückstellen musste, plante er in seinem Ruhestand zu verwirklichen.

Jahre später schrieb er im Rückblick auf sein Leben und sein wissenschaftlich-theologisches Wirken: *So richtig es ist, dass ich in der religiös-geisti-*

gen Bewegung meiner Zeit mit offenen Sinnen gestanden und auf meinem Platze nach Kräften an ihr teilgenommen habe, so gewiss ist es doch, dass ich nirgends maßgebend in sie einzugreifen berufen und befähigt war... Ich gehörte auch im modernen Judentum nicht zu den Führenden... Man konnte auf mich zählen, wo ich Posten gefasst; ich verteidigte diesen und baute ihn aus; das ist alles... Ich habe indessen einen Trost: was ich zu sagen hatte, ist ja von mir in allerlei Heften und Aufsätzen gedruckt niedergelegt...⁶

Da die Synagoge in der II. Weberstraße bereits gegen Ende des 19. Jahrhunderts zu klein geworden war, wurde ein Neubau geplant. Salomon Samuel nahm auch darauf maßgeblich Einfluss.

Seine Tochter Eva berichtet über die enge Zusammenarbeit mit dem christlichen Architekten Edmund Körner. Im Wohnhaus der Rabbinerfamilie wurden die Zeichenbüros des Architekten eingerichtet. *Aller Schmuck, farbige Fenster, Goldmosaiken, gehämmerte Türen, Leuchter, Thoravorhänge, alles wurde mit meinem Vater beraten, der den nichtjüdischen Künstlern die Symbole zeigen und erklären musste und der selbst zu diesem Zweck Studien alter jüdischer Volkskunst trieb. Wir alle nahmen am Entstehen des Baues und seines Schmuckes dauernden, lebhaften Anteil.*⁷

Die Einweihung der Neuen Synagoge am Steeler Tor vor einhundert Jahren war ohne jeden Zweifel ein Höhepunkt seines Lebens und seines Wirkens.

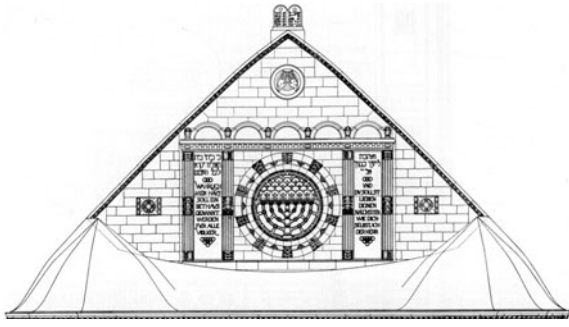
Der riesige Hauptraum mit Orgel wurde nur am Schabbat und den Feiertagen genutzt, werktags betete man in der kleineren Wochentagssynagoge. Die orthodoxen Gemeindemitglieder nutzten sie täglich, so dass am Schabbat gleichzeitig zwei Gottesdienste in der Synagoge stattfanden.

Als Salomon Samuel im Jahr 1932 seinen Dienst als Rabbiner nach 38 Jahren beendete, hatte er das Anwachsen der Gemeinde auf rund 4.500 Mitglieder erlebt. Doch war es ein bitterer Abschied. Grund dessen waren seine Gegner in der Gemeinde, zu denen auch der zweite Rabbiner Dr. Hugo Hahn (1886–1967) gehörte, der seit 1921 in Essen amtierte: *Dr. S. ist zum 1. Aug. vorzeitig pensioniert worden u. sie müssen am 15. Nov. ausziehen... Eine vorzeitige Pensionierung und als das nicht ging, Beurlaubung bis zur Pensionierung, worauf der Vorstand unbegreiflich streng besteht, beendet die fast 40jährige treue Amtszeit mit ganz unnötiger Bitterkeit... Das Ganze ist recht unfreundlich, man will ihn mit geradezu unanständiger Eile loswerden,*



Embleme der Bronzetüren





Detail des Giebels

nicht einmal die Feiertage wollte man ihn noch am-
tieren lassen. Die ganze Familie ist sehr betrübt u.
entrüstet darüber, während er selbst mit seinem op-
timistischen Wesen sich schon wieder aufrichtet...⁸

Salomon Samuel mietete eine Wohnung in Ber-
lin, im Bezirk Grunewald, wo er sich seinen wissen-
schaftlichen Studien widmete. Im selben Jahr,
1932, wanderte die älteste Tochter Eva nach Paläs-
tina aus, ein Jahr später folgte Sohn Ludwig, nach-
dem er von seiner Stelle im Staatsdienst entfernt
worden war.

Die zunehmenden Einschränkungen während
der NS-Zeit beunruhigten zwar alle Familienmit-
glieder, doch Bitten und Ermahnungen, sich um die
Emigration zu bemühen, blieben wirkungslos. Zu
groß war die Bindung an das Vaterland und die
Hoffnung, alles möge nur eine absehbare Phase sein.

In Berlin arbeitete Samuel weiter an seinem Ma-
nuscript *Blick in ein Jahrhundert jüdischer Zeitrech-
nung 5600–5700*, das er 1938, kurz nach der Kon-
ferenz von Evian, mit einem dennoch eher hoff-
nungsvollen und auf Gott vertrauenden Ausblick
beschloss.

Nach dem Schock der Pogromnacht verstärkten
alle Familienmitglieder ihre Bemühungen zu emi-
grieren. Noch 1939 gelang es den beiden jüngsten
Kindern Hans und Edith, nach Palästina zu fliehen.
Doch das Bemühen um die ältere Generation schei-
terten, trotz Eingaben an den Oberrabbiner von
Eretz-Israel und das britische Konsulat.

1941 mussten die Samuels (nun nur noch Salo-
mon, Anna und Cäcilie – Ida war 1940 gestorben)
aus ihrer Wohnung in ein jüdisches Altersheim in
Pankow ziehen, das kurz darauf beschlagnahmt
wurde, dann in ein anderes Altersheim in Köpe-
nick, wo sie unter sehr beengten und ärmlichen
Verhältnissen lebten. Salomon Samuel gestaltete
dort für die Heimbewohner den Schabbat und die
Feste. Hierbei schöpfte er nicht nur aus jüdischen
Quellen, sondern stellte z.B. die 9. Sinfonie/*Ode
an die Freude* von Beethoven vor, ebenso Texte von
Goethe, Lessing, Schopenhauer und anderen deut-
schen Schriftstellern und Philosophen.

Dass Samuel die politische Situation und seine
Zukunft sehr klar einschätzte, zeigt der folgende
Briefauszug, gerichtet an Else Schubert-Christaller,
eine gute Freundin der Familie: *Sie sehen... dass
ich mich keinen Illusionen hingeben kann, und auch
freundlichem Zuspruch, der jene Dinge milder sieht,
unzugänglich bin. Ich weiss, dass mein u. meiner*

*Brüder Verderben mit allen Mitteln verfolgt wird;
wie könnte ich glauben, dass von den gleichen Men-
schen jemals ein Riegel unseres Kerkers gelockert
würde, um uns dem Leben zurückzugeben? Ich
halte dies für absolut ausgeschlossen. Die Folgerung
ergibt sich von selbst. Und so sehen Sie deutlich in
mein Gemüt... und sollen deshalb doch nicht mei-
nen, dass ich darüber verzweifelt wäre. Nein, je län-
ger das Elend dauert u. sich täglich vertieft u. erwei-
tert, desto stiller wird die Seele. Und es ist nicht die
Stille der dumpfen Resignation, sondern schlichteste
Demut; zu solcher gilt es sich durchzuringen.“⁹*

Im Wissen um die bevorstehende Deportation
schickten Samuels ihre Bücher, Briefe und viele an-
dere Erinnerungsstücke an Else Schubert-Christal-
ler, mit der Bitte, alles zu hüten, bis es vielleicht an
ihre Kinder gehen könne. Nach dem Ende des
Krieges konnte sie diese letzte Bitte erfüllen.

Im Herbst 1942 erfolgte die Deportation nach
Theresienstadt – nicht gemeinsam, sondern in ge-
trennten Transporten. Dort starb Salomon Samuel
am 14. Oktober 1942, vier Tage nach seiner Frau
und vier Tage vor seiner Schwester Cäcilie.

Quellen

Zahlreiche Fotografien, Briefe, Veröffentlichungen
und unveröffentlichte Manuskripte von Salomon
Samuel und seiner Familie befinden sich, teils im
Original, teils in Kopie, im Archiv der Alten Syna-
goge Essen.

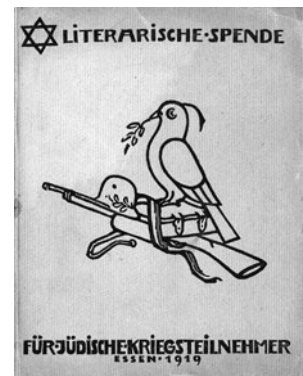
Literaturauswahl

Hans Jochanan Samuel: Rabbiner Dr. Salomon Sa-
muel. In: Hermann Schröter: *Geschichte und
Schicksal der Essener Juden*. Essen 1980, S. 114-120

Else Schubert-Christaller: *Der rote Ball*. Geschichte
einer Kindheit. Unveröff. Manuskript

Ulrike Thomas: *Mut zu einem Neubeginn*. Leben
in Palästina 1932 bis 1948. Auszüge aus Briefen
von Eva Samuel und ihrer Familie. Berlin 2010

*Martina Strehlen ist Mitarbeiterin der Alten
Synagoge/Haus jüdischer Kultur in Essen. Ihr Bei-
trag basiert auf ihrem Vortrag zum Steinheim-Insti-
tuts-Kolloquiums „100 Jahre Rabbinerhaus Essen
(1913–2013)“.*



Anmerkungen

1 Manass Neumark, *Die Anfänge meines
Rabbinats in Duisburg 1905*, in: Günter von
Roden, *Geschichte der Duisburger Juden*,
Duisburg 1986, Teil 1, S. 416

2 In: AZJ, Nr. 14 (4.4.1919), S. 138

3 In: AZJ, Nr. 19 (9.5.1919), Beilage „Der Ge-
meindebote“, S. 3

4 In: AZJ, Nrn. 4, 6, 7, 8, 9, 10, 13 und 15
(1913)

5 Vorwort, in: *Die jüdische Reformgemeinde
zu Berlin und die Verwirklichung der jü-
dischen Reformideen innerhalb derselben*
von Dr. Immanuel Ritter, Berlin 1902,
AR.0396

6 Brief von S. Samuel, 22.8.1941, in: Angela
Genger (Hg.): *Durch unsere Herzen ziehen
die Jahrtausende*. Briefe von Anna und Salo-
mon Samuel. Düsseldorf 1988, S. 154f.

7 Eva Samuel, *Mein Lebenslauf*. Manuskript.
Alte Synagoge Essen, Archiv

8 Briefe von Else Schubert-Christaller, 7.8.,
5.9. und 15.9.1932, in: Ulrike Thomas (Hrsg.):
Streiflichter auf Elses jüdische Welt. Jugen-
heim 2013 (unveröff. Privatdruck) S. 34

9 Brief v. 15.2.1942, in: A. Genger, S. 180f.;
U. Thomas, *Streiflichter*, S. 43

Relationen im Raum

Visualisierung topographischer Klein(st)strukturen

Zugänge zu Grabmalen, ihren Inschriften und ihrer Formensprache sind vielfältig. In gediegenen fachwissenschaftlichen Editionen erfolgen diese meist chronologisch – Inschrift für Inschrift. Die Genealogie extrahiert verwandschaftliche Beziehungen und erstellt Stammbäume und Familientafeln. Strukturierendes Element kunstwissenschaftlicher Betrachtungen ist die äußere Gestalt des Grabmals.

Bei all diesen Zugängen geraten die räumlichen Bezüge der Einzelobjekte zueinander leicht aus dem Blick. Ihr Neben- und Hintereinander, die Reihen und Felder – das, was die Grabmale vor Ort verbindet und den Friedhof als Ensemble von Grabmalen konstituiert, der topographische Zugang wird verstellt. Wer neben wem zu ewiger Ruhe gebettet wird, unterliegt selten dem Zufall. Explizite, häufiger noch unausgesprochene Regeln und Muster definieren die räumliche Ordnung der Grabmale.

Diesen vielfältigen Relationen im Raum widmet sich seit August 2012 ein vom Bundesministerium für Bildung und Forschung gefördertes Verbundprojekt. Es vereint Partner aus verschiedenen kulturwissenschaftlichen Disziplinen – Judaistik/Jüdische Studien, Bau-, Architektur-, Kunst- und Geschichtswissenschaften, die sich in erfolgreich abgeschlossenen und laufenden Projekten der Erforschung und Erschließung zahlreicher historischer Friedhöfe widmen – mit Partnern aus der Informatik, die über reiche Erfahrung mit Visualisierung und den digitalen Infrastrukturprojekten DARIAH-DE und TextGrid verfügen.

Perspektivenwechsel

Es ist erstaunlich, welche Wirkung ein Perspektivenwechsel haben kann. Alle Daten, die wir in diesem Projekt zu jüdischen Friedhöfen bearbeiten und darstellen, sind bereits erhoben. Der veränderte Blick auf die Gesamtheit dessen, was vorliegt, verschafft den Betrachtern allerdings eine Schau, die alle diese Daten erst sinnvoll verbindet.

Im Steinheim-Institut wird *epidat*, die große Datenbank zu den Grabinschriften gepflegt, zusammen mit weiterem historischem Hintergrundmaterial und Fotografien. An der TU Berlin sammelt man im Institut für Architektur bauhistorische Daten, weiß die Steine zu klassifizieren und genau zu beschreiben, auch die Lage kann aus Plänen erschlossen werden. Fügt man all dies zusammen, woran das Softwarehaus DAASI International aus Tübingen arbeitet, entsteht ein Geflecht aus Daten, das von den Be-

trachtern zu neuen Informationen verdichtet werden kann. Diese Verdichtung erfolgt mit Software aus Lüneburg, die ursprünglich für kunsthistorische Forschung entwickelt wurde: *HyperImage*.

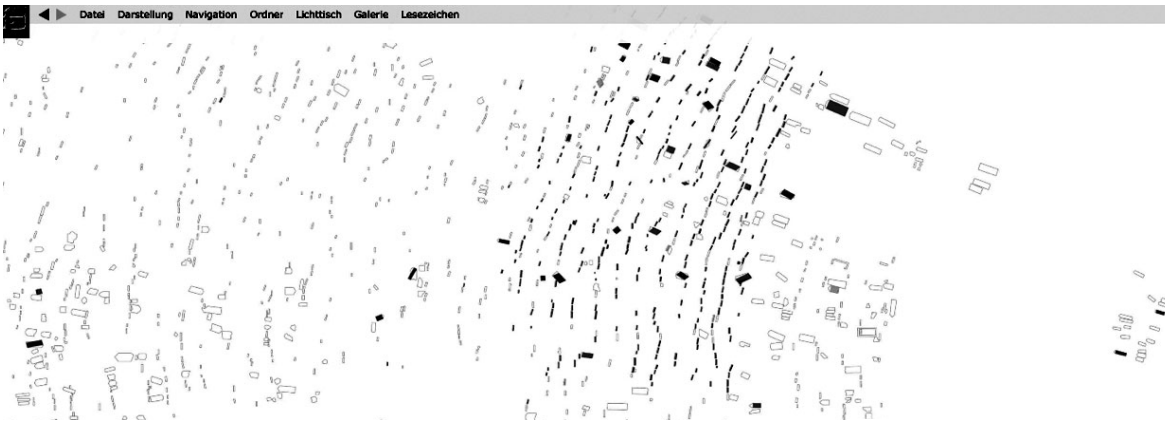
Architektur

Die Aufnahme und Auswertung der Inschriften am Grabmal wird durch eine systematische und vollständige Beschreibung der „Architektur“ des Grabmals ergänzt. Diese Komponente der Erfassung ist bei Friedhofsdokumentationen relativ neu. Die Beschreibung von Grabform und -konstruktion wird durch das Fachgebiet Bau- und Stadtbaugeschichte der TU Berlin durchgeführt. Dass ein solches Vorgehen zahlreiche neue Erkenntnisse zur Geschichte jüdischer Friedhöfe liefern kann, hat die flächendeckende Dokumentation von etwa 80.000 Grabmalen (mit 115.000 bestatteten Personen) auf dem Jüdischen Friedhof in Berlin-Weißensee gezeigt.

Beschrieben werden vor allem formale Aspekte des Grabmals, z.B. seine Typologie, aber auch die Gestaltung einzelner Bauteile, die Oberflächenbearbeitung oder Ornamente, um nur einige zu nennen. Dazu gehören aber auch konstruktive Aspekte, wie das verwendete Material oder der Erhaltungszustand, die Standsicherheit bzw. einzelne Schadbilder und deren Ursachen. Das Datenmaterial und vor allem seine Auswertung erweitern so nicht nur den kulturhistorischen Kenntnisstand in erheblichem Maß, sondern können auch zur Planung und gezielten Durchführung denkmalpflegerischer Erhaltungs- und Instandsetzungsmaßnahmen beitragen.

Die technisch unterstützte quantitative Auswertung der erhobenen Daten zur Architektur der Grabmale in Diagrammen und natürlich vor allem in Lageplänen ist aber nur dann möglich, wenn die Daten systematisch und mit kontrolliertem Vokabular erfasst werden. Hierfür wurde im Zuge des Projekts ein völlig neues, gegenüber der Erfassung von Weißensee deutlich erweitertes Datenmodell erarbeitet: Grabmale können grundsätzlich als Kleinarchitekturen verstanden werden, d.h. Grabmale sind letztlich nach den gleichen Regeln aufgebaut wie antike Tempel oder mittelalterliche Kathedralen. Architektur, ob in der Form großer Gebäude oder kleiner Grabmale, ist ein hierarchisches Geflecht von Einzelbauteilen. Die systematische Baubeschreibung versucht diese Hierarchie so abzubilden, wie sie sich auch am realen Objekt darstellt. Auf diese Weise dient nicht nur der Formbegriff eines einzelnen Bauteils selbst als Informationsquelle, sondern





Ausschnitt Friedhof Hamburg-Altona, Königstraße. Hervorgehoben sind Grabmale des Feldes „Nord“, sichtbar werden heute dislozierte Steine.
<https://dev2.dariah.eu/wiki/x/8gKv>

desgleichen seine Beziehung zu benachbarten, über- oder untergeordneten Bauteilen.

Die Auswertung des Materials wird künftig nicht nur die Entwicklung von zeitlich oder regional bedingten Grabmalmoden klären können, sondern auch Lücken füllen, die durch verwitterte oder verschwundene Inschriften gerissen wurden.

Digitale Infrastruktur

Die zu visualisierenden Daten kommen aus den Datenbanken in Essen und Berlin. Beide Institute beschreiben dieselben Grabsteine, aber aus verschiedenen disziplinären Perspektiven. Während die Einen sich vorwiegend auf Personen und Inschriften konzentrieren, fokussieren die Anderen auf baugeschichtliche Aspekte. Daher die Notwendigkeit einer neuen Datenbank, die diese Daten zusammenführt und zusätzlich eine performante Suchmaschine zur Verfügung stellt.

Die Infrastruktur wurde so aufgebaut, dass Änderungen in den Quelldatenbanken erkannt, in die neue Datenbank integriert werden und somit die Aktualität stets gewährleistet ist.

Visualisierung

Die Fläche eines Bildes hat erstaunliche Eigenschaften. Anders als ein Buch, ganz im Gegensatz zur Datenbank, kann man auf der Fläche eines Bildes Ideen sehr frei arrangieren. Ein wildes Denken kann hier stattfinden, das noch nicht von der Buchkultur in das Korsett der Logik, die Schritt für Schritt, Zeile für Zeile, Seite für Seite vorgeht, gepresst wurde. So kann es auf mittelalterlichen Karten, etwa der Ebstorfer Weltkarte, die Insel Kreta zweimal geben, man sieht auch, wo das Paradies liegt, wengleich hinter hohen Bergen. Picasso konnte auf seinen kubistischen Bildern alle Ansichten seiner Freundinnen gleichzeitig zeigen, egal, ob rechts oder links, vorn oder hinten. Bilder, gerade solche der Kunst, hintertreiben eindeutige Blick-Ordnungen. Nimmt ein Bildteil auf ein anderes Bezug, kann man das oft nicht in präzise Worte fassen. Deshalb hat die Lüneburger Arbeitsgruppe eine Software entwickelt, die Bildbezüge auch ohne logische Kategorisierung zulässt. Alles lässt sich mit allem verknüpfen, um Beobachtungen an Bildern festzuhalten, so auch der Lageplan eines Friedhofs mit Abbildungen der Steine, mit den Inschriften, mit einer Baubeschreibung, mit Situationsfotos, ganz genau so, wie es die Problemlage und jeweilige

Forschungsfrage erfordert. Wo die Essener und Berliner Datenbanken jeweils allein nur einer Sachlogik folgen können, da können die Tübinger den Lüneburgern daraus freie Arrangements zusammenstellen. So, dass der Stein mit dem Plan, die Inschrift mit der Baubeschreibung und alles untereinander, mit den Nachbarstellen, den familiären Vorläufern und Nachkommen, denen aus dem Süden mit denen aus dem Norden in Zusammenhang gebracht werden können. So, dass Sammlungen von Levitenkanonen und segnenden Händen, der zeitliche Aufbau eines Friedhofs mit der Belegung nach Geschlechtern sich verbinden lassen, und zwar visuell und auf Mausclick oder Fingertipp.

Die Suche in den Texten und Datenbanken kann dann so auf dem Gelände angeordnet werden, dass man Muster entdeckt, sich Ungewöhnliches zeigt. Solche Auffälligkeiten können mit dieser Software, *HyperImage*, dann auch als Ordnungen auf und mit Bildern zusammengestellt und mit anderen geteilt werden, in freiem Arrangement und so, dass es dem Auge angenehm und dienlich ist.

Mustererkennung

Mit dem im Rahmen des Projektes zu erarbeitenden Topographie-Visualizer, unserem Werkzeug, mit dem die Daten aus unseren jeweiligen Datenbanken mit einem Friedhofsplan interaktiv verknüpft werden, lassen sich bereits jetzt in drei Prototypen durch verschiedene Abfrage- und Darstellungsmöglichkeiten mit wenigen Klicks Forschungsfragen entwickeln und beantworten, deren Bearbeitung früher viele Arbeitsstunden in Anspruch genommen hätte oder schlicht nicht zu bewältigen gewesen wäre.

Ein Beispiel ist die Belegung des jüdischen Friedhofs Königstraße in Hamburg-Altona, dessen rund 6.000 Inschriften seit 2006 in *epidat* veröffentlicht sind. Mit seinen um die 4.000 noch stehenden (oder liegenden) Grabmalen und mehreren Hundert auf dem Feld verstreuten Fragmenten ist die Belegung dieses großen Friedhofs, der auch von Bombentreffern nicht verschont geblieben ist, nur noch ansatzweise nachvollziehbar. Zu unübersichtlich ist dieses große Stelenfeld, zu zahlreich die Lücken in den Grabreihen, zu hoch die Anzahl der umgestürzten und dislozierten Grabmale, als dass man bei einem Spaziergang durch die Reihen oder anhand der Fotografien die Ordnung der Belegung nachvollziehen könnte. Anhand der Angaben im alten Grabbuch lässt sich eine historische Einteilung

GEFÖRDERT VOM



Bundesministerium
für Bildung
und Forschung

des Altonaer Friedhofs in sechs Felder (Norden, Osten, Süden, Westen sowie Centrum I und II) belegen. Eine Visualisierung aller im Grabbuch einem bestimmten Feld zugeordneten Grabsteine im Topographie-Visualizer, dem interaktiven Friedhofsplan, ermöglicht nun erstmals einen raschen Überblick über die verschobenen und gewanderten Grabmale. Auf einen Blick wird ersichtlich, welche Grabmale verglichen mit den Grabbuchangaben heute an anderem Ort liegen.

So liest man plötzlich an den interaktiven Lageplänen Regelmäßigkeiten ab, etwa Reihen von Bestatteten, die alle dasselbe Geschlecht haben. Was lässt sich nun aus einer Lücke in einer Reihe von bestatteten Männern schließen? Was kann man zusätzlich vermuten, wenn alle anderen Grabstellen chronologisch belegt wurden? So simpel die Hypo-

these auch klingt, so wenig wäre sie ohne eine Darstellung aller historischen Daten auf einem Plan aufstellbar gewesen: Es wird sich wohl um die Stelle eines Mannes handeln, der in der Zeit zwischen den Bestattungsdaten der angrenzenden angereiheten Männer verstarb.

Solcherart Fragen stellen und beantworten zu können, dient das Projekt. Welche Erkenntnisse sich gewinnen lassen, wenn man die an verschiedenen Orten und mit sehr unterschiedlichen Methoden gepflegten Datenbestände aufeinander bezieht, das ist unsere Wissbegier.



Nathanja Hüttenmeister, Thomas Kollatz,
Rütenik, Martin Warnke, Carmen
Wedemeyer, Tamim Ziai

Rechts vor Links?

Olga Horain

Gern wird gesagt, dass das Judentum, insbesondere das orthodoxe, weit mehr mit Fragen der Praxis als mit solchen des Glaubens befasst sei. Natürlich fehlt es nicht an Pflege ethischer Werte oder religiösem Denken, doch legt die zeitgenössische Orthodoxie größtes Gewicht auf die korrekte Durchführung von Ritualen. Nach Haym Soloveitchiks Beobachtungen wie auch in dem, was in den wiedererstandenen Gemeinden der postkommunistischen Länder sichtbar wird, suchen orthodoxe Juden nach Antworten, wie man hinsichtlich aller Aspekte, die das Leben betreffen, ‚präzise jüdisch‘ handeln sollte.¹

Sie fragen nicht ihre Väter und Mütter, sie folgen nicht der allgemeinen Praxis einer Gemeinde, sondern suchen nach sehr strengen Instruktionen in halachischen Kompendien und Responsen. Mag sein, dass es ein weltweites Phänomen ist, wenn radikale Gruppen – und mir scheint, wir können die streng orthodoxen Juden ‚radikal‘ nennen – versuchen, sich noch markanter von der sie umgebenden globalisierten Gesellschaft zu unterscheiden, um ihre Einzigartigkeit zu betonen und zu bewahren.

Die Verfasserin hat einige Responsen und Urteile der rabbinischen Gerichtshöfe aus der Gemeinde Frankfurt am Main des 18. und 19. Jhs.

analysiert und versucht, deren Lösungen mit den klassischen religionsgesetzlichen Kodizes *Mischneh Torah* und *Shulchan Aruch* zu vergleichen. In meinem Beispiel geht es um den korrekten Gebrauch der rechten oder der linken Hand im Ritual. Haben diese Glieder und Seiten des Körpers eine Bedeutung in ethischer Hinsicht bzw. sind sie in Verbindung mit ethischen Werten zu sehen, wie es in der christlich-europäischen Kultur der Fall ist?

Heutzutage ist diese Auffassung in gewisser Weise auch im Judentum insofern erkennbar geworden, als – allgemein gesprochen – die rechte Hand in Beziehung zum ‚Positiven‘, zum ‚Guten‘ gesetzt wird. Allerdings sollte man nicht umgekehrt hieraus folgern, dass die linke Seite deshalb die ‚schlechte‘ wäre!

In zahlreichen Sprachen hat das Wort *rechts* mehr als nur *eine* Bedeutung und steht für eine bestimmte Richtung und für etwas Positives, auch als Gegenbegriff zu *Pflicht*. In liberalen Gesellschaften haben die Rechte einen höheren Wert als die Pflichten. Wir könnten viele Beispiele finden – im Deutschen haben *recht* und *das Recht*, englisch *right*, französisch *droit*, dieselben zwei Bedeutungen, dergleichen im Russischen *pravo* und *pravij* (Recht-schaffenheit) und im Polnischen *prawo*. So lässt sich

in drei europäischen Sprachgruppen die gleiche Tendenz feststellen. Doch in den semitischen Sprachen ist das nicht der Fall. Im Hebräischen heißt *rechts jamin*, aber es ist schwierig, ein ‚positives‘ Wort mit einer ähnlichen Wurzel zu finden. *Jamin* ist ein altertümliches Wort für *Süden* (Genesis 13,9). Es ist Bestandteil des Namens Benjamin, des meistgeliebten Sohns Jakobs, so dass man diesen Namen oft auch als „Sohn der Rechten“ übersetzt. Doch das ist durch die Brille europäischer Kultur gelesen, die leicht in eine Falle tappen lässt. Der geliebte Sohn der geliebten Frau, genannt „Sohn der Rechten“, muss folglich auch der „Rechtschaffene“ sein. Doch die eigentliche Bedeutung seines Namens offenbart sich womöglich erst im späteren Verlauf der Geschichte: der Stamm Benjamin erbt die südlichen Gebiete des verheißenen Landes. So wäre Benjamin der „Sohn des Südens“, nicht „der Sohn der Rechten“. Nun, diese Spur hat uns fehlgeleitet. Im Tanach gibt es noch weitere Beispiele, worin *rechts* ohne Bezug zu irgendwelchen Werten gebraucht wird. Ebenso verhält es sich mit dem Pendant *links*.

Nun möchte ich diese Frage näher ins Auge fassen im Hinblick auf Rituale, insbesondere auf das sehr spezielle der *chalitza* – als ein Ritual, das zu vollziehen ist, wenn eine Frau nicht den nächsten Bruder ihres verstorbenen Ehemannes heiraten will, von dem sie kein Kind hat. Das ist nach dem biblischen Gebot der sogenannten Leviratsehe eine Pflicht.² Stirbt ein Mann kinderlos und lässt nur seine Witwe zurück, so ist einer seiner noch lebenden Brüder verpflichtet, die Schwägerin zu heiraten, um mit ihr ein Kind zu zeugen. Das erste Kind einer solchen Verbindung (*jibbum*), gilt als Kind des verstorbenen Mannes. Das war eine übliche Praxis im mittleren und zentralen Osten, so in Indien bis ins 20. Jh. Die Bibel bietet ein Beispiel für die Leviratsehe in der Erzählung von Tamar und Juda (Genesis 38).

Wollen aber die Parteien einander nicht heiraten, so müssen sie das Ritual der *chalitza* durchschreiten. Die aschkenasischen Juden bevorzugten die *chalitza*. Der *jibbum* aber wurde im Lauf der Jahrhunderte immer stärker als nicht erlaubt, als unethisch, empfunden.

Die Zeremonie der *chalitza* wirkt recht ausgefallen, besteht sie doch aus besonderen Handlungen, Bewegungen und Worten. Die Witwe ziehe den Schuh ihres Schwagers aus, spucke vor ihm aus

und spreche dann: „So wird man dem tun, der seines Bruders Haus nicht aufbauen will.“ Dies ist vor einem rabbinischen Gericht zu vollziehen. Danach darf die Frau nach ihren Wünschen wen auch immer heiraten (außer *Kohanim*).

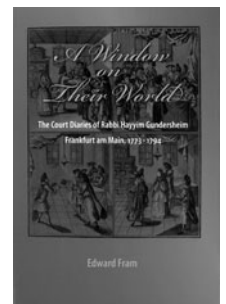
Das sieht nun aus wie ein schlichter, kurzer Ritus, der keine Fragen aufwirft. Doch die ‚Orthopraxie‘ und der feste Wille, Gott auf die adäquateste Weise zu dienen, stößt fast überall auf solche Fragen. Kehren wir zum originalen Gebot der Torah zurück: *Dann soll seines Bruders Frau in der Gegenwart der Ältesten an ihn herantreten und ihm seinen Schuh vom Fuß ziehen und ihm ins Angesicht (oder vor ihm aus)spucken und soll antworten und sagen: So soll man dem Manne tun, der das Haus seines Bruders nicht aufbauen will* (Deuteronomium 25,9). Man kann fragen: Von welchem Fuß soll sie den Schuh lösen und mit welcher Hand? Und was ist, wenn sie keine Hände hat oder seine Beine amputiert sind? Kommentatoren der Torah suchten solche Zweifelsfälle zu lösen, doch sie stimmen nicht überein.

Eine Antwort auf die Frage des Gebrauchs der Rechten oder der Linken bzw. des Fußes liegt uns vor aus der Feder von R. Mordechai Halevi Horowitz. Rabbiner Dr. Markus Horowitz, geboren 1844, studierte semitische Sprachen und Philosophie in Wien und Berlin und war ein Schüler von Rabbi Esriel Hildesheimer. Von 1878 bis 1910 stand er als orthodoxer Rabbiner im Dienst der Frankfurter (Einheits-)Gemeinde. Er verfasste zahlreiche Rechtsgutachten, *Sche'elot uTeschuvot Mateh Levi* 1891. Die Sammlung enthält seine halachischen Überlegungen und Gutachten. Wir stellen fest, dass sich seine Meinung von denen wichtiger halachischer Kodizes unterscheidet. So sagt Maimonides in seiner *Mischneh Torah*: Ist von einer Seite des Körpers die Rede, dann meint das den Fuß oder die Hand, die normalerweise benutzt wird. Das trifft für alle Situationen zu außer für den Gottesdienst und sonstige Dienste im Tempel. Er nimmt aber die Position ein, dass die *chalitza* auch von einer Frau ohne Hände vorgenommen werden kann. Gebraucht sie Mund oder Fuß für ihre alltäglichen Handlungen, so kann sie *chalitza* auch mit ihnen vornehmen – denn die Torah sagt nichts über die Hände.³

Der zweite sehr wichtige Kodex jüdischen Rechts, der *Schulchan Aruch* in seinem Teil *Even ha-Ezer*, löst das Problem von linkshändigen oder links-



Dr. Rabbiner Mordechai Halevy Markus Horovitz (1844-1910)



Edward Fram, *A Window on Their World. The Court Diaries of Rabbi Hayyim Gundersheim Frankfurt am Main, 1773-1794*, Cincinnati, Hebrew Union Collage Press, 2012

Chalitzta-Zeremonie, mit
linkem Fuß durchgeführt.
Das Bild hing bis in die 1930er
Jahre im Gebäude der Berliner
jüdischen Gemeinde



Olga Horain hat Judaistik an den Universitäten Krakau und Potsdam studiert und es 2013 mit dem Master an der Jagiellonen-Universität Krakau abgeschlossen. Sie ist dabei, auch ihr Jura-Studium dort 2014 abzuschließen. Zur Zeit absolviert sie ein „Erasmus Student Mobility“-Praktikum im Steinheim-Institut.

füßigen Menschen anders: Sie sollen das Ritual zweimal durchführen, einmal für jedes Bein, wenn ein Mann links- oder beidfüßig ist. Doch von linkshändigen Frauen sollte es nur einmal ausgeführt werden, und zwar immer mit der Rechten. Dadurch gehen beide Parteien sicher, dass der Ritus kosher, gültig und korrekt ausgeführt wird.⁴

Warum nun argumentiert R. Markus Horowitz in seinem *Mateh Levi* so anders als die Letztgenannten? Warum entschied der orthodoxe Frankfurter Rabbiner anders als der *Schulchan Aruch*? Dieser Kodex, zwar aus Sefarad stammend, aber für das aschkenasische Judentum bearbeitet, genießt bis heute breitesten Respekt aller Richtungen des orthodoxen Judentums und wird als einzige Gemeinsamkeit all der Abschattierungen der modernen Orthodoxie verstanden.

Die Lösung, die R. Markus Horowitz bot, beinhaltet, dass das ‚korrekte‘ Glied dasjenige ist, das bei der Arbeit und den alltäglichen Aktivitäten vorrangig gebraucht wird. Diese allgemeine Regel unterscheidet sich nicht von der des Maimonides, schließt aber die Möglichkeit aus, *chalitzta* mit einem anderen Körperteil als der Hand zu vollziehen. In Anlehnung an Torah und Mitzwot ist zu bemerken, dass nur solche Aktionen, die mit dem Tempelkult in Verbindung stehen, mit der festgelegten Seite auszuführen sind. So schließt beispielsweise die Salbung von Priestern Rituale mit rechtem Ohr und rechter Zehe ein. Auch die mit Opfern zusammenhängenden Handlungen brauchen die rechte Hand, ebenso das Darreichen der geheiligten Gefäße durch die Leviten. Schließlich sei darauf verwiesen, dass linkshändige Priester sich nicht für den Gottesdienst im Tempel eignen; sollte ein solcher ihn aber feiern, so würde er als ungültig betrachtet.⁵

Doch die *chalitzta* ist ein anderer Typ von Ritual als es das Opfer ist. Sie hat nichts gemeinsam mit dem Tempel, war vielmehr von Anfang an eher eine soziale Verpflichtung sozusagen mit Gottes Zustimmung. Darum kann sie auch mit der anderen Hand (oder dem anderen Fuß) als der rechten vollzogen werden. Der *Seder Chalitzta* der Responsen des *Mateh Levi* beschreibt die gesamte Ordnung des Rituals. Es enthält zwei Fragen an den Schwager und die Witwe. Das rabbinische *bet din* solle sie jeweils fragen: Mit welchem Fuß beginnt der Mann, wenn er zu gehen anfängt, und mit welcher Hand arbeitet die Frau? So steht eindeutig fest, dass das einzige Kriterium für Rabbiner Markus Halevi Horowitz

das des ‚täglichen Gebrauchs‘ ist.

Das war für dieses Problem in Deutschland keine Neuerung. Im 18. Jh. schon stand das Frankfurter rabbinische Gericht vor einer ähnlichen Frage. Dank R. Chaim Gundersheim, der von 1773 bis 1794 eine Art Gerichts-Tagebuch führte, können wir einen Blick auf dessen Aktivität werfen. Im März 1787 stand eine Frau vor dem *bet din*, die *chalitzta* ausführen wollte, doch auf die Frage nach der Hand, mit der sie im Allgemeinen arbeite, gab sie zur Antwort: Sie esse und schreibe mit der Rechten, mit der Linken aber nähe und schneide sie. Das Gericht war verwirrt. Man sandte zur größten rabbinischen Autorität Frankfurts, zu R. Pinchas Horowitz, (nicht verwandt mit R. Markus H.). Er entschied, das Schreiben sei wichtiger als alle anderen Tätigkeiten, so dass das Ritual mit der rechten Hand zu vollziehen sei.⁶ Wie wir sehen, hätte er sehr wohl entscheiden können, dass sie zwecks genauester Erfüllung des Gebots den Schuh zweimal lösen sollte – wie es der *Schulchan Aruch* vorsieht. Wieder sehen wir, dass die deutschen Frommen dem *Schulchan Aruch* nicht blindlings folgten. Wichtig ist auch, dass man die Definition von ‚Arbeit‘ aus Maimonides‘ *Mischneh Torah* übernahm: Das Schreiben mit derjenigen Hand, die man gewöhnlich gebraucht, gleichviel ob rechts oder links, verletzt den Schabbat mehr als andere Aktivitäten wie etwa das Schneiden. Das heißt, dass es um ‚Arbeit‘ in einem weiteren Sinne geht.⁷

Die interessante Ähnlichkeit beider Responsen wird unterschiedliche Gründe haben. Nicht ohne Einfluss ist die Tatsache, dass einer Nachfolger des anderen war, auch wenn zwischen ihnen zwei Generationen liegen. Eine einmal gefundene Lösung sollte solange bestehen bleiben, wie das Ritual in Gebrauch ist. Mag sein, dass die Entscheidung von R. Pinchas Horowitz seine Wurzeln in seiner Sympathie für den sephardischen Ritus hatte?⁸ Zwar lehnte er den Teil *Choschen Mischpat* des *Schulchan Aruch* ab und folgte hier Maimonides, doch keineswegs immer. Dies kleine Problem, möglicherweise von den Zeitgenossen gar nicht bemerkt, eröffnet ein weites Feld für ähnliche Untersuchungen: Wie stark unterschied sich die Frankfurter Gemeinde von anderen, und warum wurden einige Lösungen von Maimonides gegenüber denen des *Schulchan Aruch* bevorzugt? Und wer und wessen Richtung kam den deutschen Juden jener Zeiten mehr entgegen?

Anmerkungen

1 Haym Soloveitchik Rupture and Reconstruction: The Transformation of Contemporary Orthodoxy in: Roberta Rosenberg Farber, Chaim I. Waxman: Jews in America: A Contemporary Reader, Brandeis University Press, 1999, S. 320-376

2 Der Sinn der Leviratsehe war auch, die finanzielle Situation der Witwe abzusichern.

3 Maimonides Mischneh Torah: Sefer Natschim: Jibbum uHalitza

4 Joseph Karo Schulchan Aruch: Even haEser Kap. 169

5 Maimonides Mischneh Torah: Sefer Avoda: Kli haMikdasch

6 Übersetzt und gesammelt von Edward Fram: „A Window on Their World. The Court Diaries of Rabbi Hayyim Gundersheim Frankfurt am Main, 1773-1794“, Cincinnati, 2012, Urteil n. 213

7 Maimonides Mischne Tora: Sefer Smanim: Schabbat

8 Horowitz, Phineas Ben Zevi Hirsch Ha-Levi. In: Encyclopaedia Judaica: 2nd Edition, vol. 9, S. 540

Große Schritte im Kleinen

Jüdisches Leben 1837 in der *Universal-Kirchenzeitung*

Beata Mache

Ich gratuliere E.H.W. [Euer Hochwürden] zur Erfüllung Ihrer Prophezeiung. Es werden große Schritte zur Allverbrüderung gemacht. Wer würde es vor 30 Jahren geglaubt haben, daß jetzt die Bekenner dreier Konfessionen, deren 2 sich vor noch nicht 200 Jahren gegenseitig mit dem Schwerte die Religion aus dem Herzen schneiden wollten und die dritte sich vor der Wut der Fanatiker im Schlupfwinkel verkriechen mußte, jetzt gemeinschaftlich an einer Kirchenzeitung arbeiten werden? E.H.W. werden mir hoffentlich diese Abschweifung verzeihen, ich bin ob dieser Nachricht als Omen baldigen Erreichens des vorgeschriebenen Ziels so froh, dass ich sie unmöglich unterdrücken konnte. So schrieb am 16. November 1837 der 19-jährige Heinrich Graetz aus Wollstein an den Vordenker der Neo-Orthodoxie, den Oldenburger Landesrabbiner Samson Raphael Hirsch, dessen Famulus er bald werden sollte.

Und so dachten viele Juden, als sie von der Idee einer „unparteiischen und universellen“ Kirchenzeitung hörten.* Die Idee dazu formulierte im protestantisch dominierten Frankfurt der vom Protestantismus zum Katholizismus konvertierte Julius V. Hoeninghaus. „Auf der solidesten Basis materieller und intellektueller Begründung beruhend“, kündigte er 1836 – durchaus ambitioniert – seine Zeitung an: „ein großartiges Centralblatt für das gesammte religiöse Deutschland“. Drei Konfessionen sollten also einen theologischen Dialog führen. Ob die Theologie tatsächlich das einzige Thema sein sollte, wie der Herausgeber der Zensur bekannt gab, lässt sich bezweifeln, da er für die *Israelitische Abtheilung* zunächst Gabriel Riesser als Redakteur beauftragen wollte. Der 31-jährige Jurist war im nahen Bockenheim ansässig, als Herausgeber der Zeitschrift *Der Jude* (1832–1835) und als Verfasser der 1831 veröffentlichten Schrift *Über die Stellung der Bekenner des mosaischen Glaubens in Deutschland* bekannt. Am 20. September 1836 schrieb Riesser an Salomon L. Steinheim nach Altona: *Wohl haben sie recht gehabt, lieber Steinheim, sich zu wundern, meinen Namen – wie Saul unter den Propheten – unter den Mitarbeitern einer theologischen Zeitschrift zu finden. Ich will es Ihnen nur bekennen, daß mich nichts Anders in diese wunderliche Situation gebracht hat, als meine Unfähigkeit, einem anständig auftretenden Manne, mit dem sich einige meiner Frankfurter Freunde bereits näher eingelassen und ihn mir empfohlen hatten, eine literarische Gefälligkeit abzuschlagen. Ich dankte schon Gott, als er nur von sei-*

nem anfänglichen Verlangen abstand, daß ich an der speciellen Redaction des jüdischen Theiles theilnehmen sollte: was ich sehr entschieden ablehnte, da es mir doch gar zu bunt vorkam.

Sowohl Steinheim als auch Riesser wurden schließlich als Mitarbeiter und Korrespondenten geführt, doch nur Riesser finden wir als namentlichen Beiträger mit seinem Aufsatz *Ueber die Ansprüche der Juden auf bürgerliche Gleichstellung*.

Redaktion

Die Frankfurter Juden hatten lange auf die Möglichkeit gesellschaftlicher Partizipation warten müssen. Diejenigen, deren Weg erfolgreich war, waren sehr daran interessiert, öffentlich als gleichwertige, gebildete, engagierte Bürger wahrgenommen zu werden. So waren die Lehrer des als reformierte Vorzeigeschule geltenden *Philanthropin* ihre wichtigsten Repräsentanten. Diese offene jüdische Schule – gerade in Frankfurt, wo Juden bis 1796 ausschließlich in der Judengasse siedeln durften, also in einem Getto leben mussten – war sichtbares Zeichen der Hoffnung auf rechtliche Gleichstellung und gesellschaftliche Integration. Für die Realisierung eines Vorhabens wie der *Universal-Kirchenzeitung*, die erklärtermaßen die diskursive Gleichwertigkeit aller Konfessionen befördern wollte, war es naheliegend, die Lehrer des *Philanthropin* anzusprechen. Also gewann Hoeninghaus Michael Heß und Isaak Markus Jost als verantwortliche Redakteure für die *Israelitische Abteilung*.

Heß gehörte zu den jüdischen Denkern, die in der Tradition von Moses Mendelssohn die Religion als einzigen Unterschied zwischen Juden und christlichen Deutschen sahen. Unter seiner Leitung war die 1804 für arme jüdische Kinder gegründete Schule („Stätte der Menschlichkeit“) zu einem Zentrum jüdischer Erziehung im Geiste der Haskala gediehen.

Jost kam 1835 als Deutsch-, Geschichts- und Religionslehrer an das *Philanthropin*. Zu dieser Zeit war er schon ein bekannter Historiker, Autor der neunbändigen *Geschichte der Israeliten seit der Zeit der Maccabäer bis auf unsere Tage*. Zu den Mitarbeitern der *Universal-Kirchenzeitung* gehörten weitere Lehrer des *Philanthropin*: der Begründer der reformierten Sabbatandacht und Autor eines deutschsprachigen Lehrbuchs Joseph Johlson und der „begnadete Prediger“ Michael Creizenach.

Dass es den beiden Redakteuren wichtig war, nicht nur „interessante“ Beiträge zu veröffentlichen,



Isaak Markus Jost
(1793–1860)



Michael Heß
(1784–1862)

* *Unparteiische Universal-Kirchenzeitung für die Geistlichkeit und die gebildete Weltklasse des protestantischen, katholischen und israelitischen Deutschland, Frankfurt 1837.*

Die Zeitschrift erschien genau ein Jahr lang, zweimal pro Woche mit insgesamt 104 Heften.



Joseph Jholsen
1777–1851
Pädagoge
Frankfurt a.M.

Samson Wolf Rosenfeld
1782–1862
Rabbiner
Bamberg

Gotthold Salomon
1784–1862
Rabbiner, Pädagoge
Hamburg

Salomon L. Steinheim
1789–1866
Philosoph, Mediziner
Altona

Eduard Kley
1789–1867
Pädagoge, Prediger
Hamburg

Michael Creizenach
1789–1842
Pädagoge, Prediger
Frankfurt a.M.

Hirsch Aub
1796–1875
Rabbiner,
München

Joseph Maier
1797–1873
Rabbiner,
Stuttgart

sondern zum Erkenntnisfortschritt beizutragen, zeigt das in der ersten Ausgabe abgedruckte *Vorwort der Special-Redaction an die respectiven Mitarbeiter*. Im Geiste „der wahrhaften Aufklärung“ wolle man über „wichtige Gegenstände des Wissens“ und abweichende Ansichten diskutieren, um „aus dem Gewirre der verschiedenen Bestrebungen nach Verbesserungen und Berichtigungen religiöser That und Lehre, endlich zu sicheren Haltpunkten zu gelangen“. Die geschichtlich begründeten Religionsparteien sollten mit „ehrender Anerkennung“ die Leistungen der anderen kennenlernen. Eine große Hoffnung der deutschen Juden wird hier ausgesprochen: *Auf diesem Wege können auch unsere, oft nur gar zu sehr verkannten, ja wohl gar von kleinen Geistern unwürdig angefeindeten Lehren und Bestrebungen, dem Urtheile der Welt unterworfen und geprüft, wo es nöthig ist, berichtet werden. Nicht zu einem Kampfe mit den uns gegenüber stehenden Kirchen finden wir uns aufgefordert, auch nicht uns veranlaßt zur Rechtfertigung der Synagoge nach außen, sondern zunächst zur richtigen Darstellung ihres Innern.*

Mitarbeiter und Korrespondenten

In der *Ankündigung der Universal-Kirchenzeitung* werden 185 Personen namentlich genannt. Die Liste ist alphabetisch geordnet und enthält Titel, Berufs- bzw. Funktionsbezeichnungen sowie Wirkungsort. Von den 185 waren 65 evangelisch, 34 katholisch, 25 jüdisch. Unklar bleibt die Religionszugehörigkeit meist bei denen, die mit säkularem Beruf (35) oder nur namentlich (26) erscheinen.

Die Älteren hatten in der Zeit der Aufklärung studiert, viele der Jüngeren waren noch von Aufklärung oder Romantik geprägt. So versteht sich, dass auch viele Christen, gerade in der Zeit der Restauration und der in Hessen besonders ausgeprägten Repressionen, ein Projekt guthießen und begrüßten, das versprach, Plattform eines aufgeklärten Diskurses zu sein. Dass viele Theologen die Möglichkeit des Dialogs anregend fanden, ist angesichts der spannungsreichen Situation im Vormärz durchaus wahrscheinlich, da alle drei Konfessionen mit inneren Auseinandersetzungen beschäftigt waren: Orthodoxie einerseits, Reformbewegung andererseits.

Von den 25 in der *Ankündigung* genannten jüdischen Teilnehmern wurden immerhin 22 später als „Mitarbeiter und Correspondenten“ aufgeführt, acht lieferten namentlich gezeichnete Beiträge zur *Theologischen Akademie* oder Rezensionen. Insgesamt

samt waren 46 Juden engagiert. Wie viele der kleinen *Korrespondenzen* zugesandt, und wie viele von den Redakteuren selbst beigesteuert wurden, bleibt allerdings ungewiss.

Bemerkenswert viele Persönlichkeiten, die das deutsche Judentum des 19. Jhs. prägten, wirkten hier mit. Sie waren Gelehrte, 70 Prozent promoviert. Dass aber nur Joseph Rubino einen Professoren-Titel führen durfte (ohne dass er eine Professur innehatte), lag an den diskriminierenden Bestimmungen der Universitäten. Unter den Genannten war auch der Orientalist Julius Fürst, der erste Jude, der später einen offiziellen Ruf an eine deutsche Universität erhielt, 1864 nach Leipzig.

Unter den Teilnehmern waren 16 Rabbiner, fünf Rabbinate-Kandidaten, zwei Prediger, 14 Pädagogen, drei Publizisten und drei Gelehrte (sowie drei ohne Angaben). Fast alle gingen mehreren Beschäftigungen nach. So war der damals 25-jährige Magdeburger Rabbiner Ludwig Philippson gleichzeitig Direktor einer jüdischen Schule und Begründer der seit Mai 1837 erscheinenden *Allgemeinen Zeitung des Judenthums* (die die erfolgreichste deutsch-jüdischen Zeitung des 19. Jhs. werden sollte). Sein früherer Lehrer, Gotthold Salomon war in den 1830er Jahren Rabbiner in Hamburg, und der als Philosoph bekannt gewordene Sal. L. Steinheim war dort Mediziner. Die Gruppe der Pädagogen ist recht einheitlich: Fast alle waren Lehrer an jüdischen Freischulen, die der Reformbewegung nahe standen. Differenzierter sah es bei den Rabbinern aus: Sowohl radikale Befürworter der Reform, Salomon Formstecher und Abraham Geiger, als auch ihre Gegner, wie der spätere Begründer der Neorthodoxie Samson Raphael Hirsch, waren vertreten, wobei Geiger und Hirsch in den 1820er Jahren während ihres Studiums der klassischen Sprachen in Bonn noch befreundet waren. Überhaupt, man kannte sich. Zu dem Bonner Freundeskreis gehörte auch der gemäßigte Reformler Lion Ullmann. Befreundet oder zumindest bekannt miteinander waren Benedikt Levi, Samuel Adler, Salomon Formstecher, die alle in Gießen studiert hatten. Levi war Schüler des ebenfalls beteiligten Michael Creizenach gewesen und hatte 1829 nach seinem Philosophiestudium das Rabinat in Gießen übernommen. Creizenachs Schüler waren auch der Stuttgarter Rabbiner Joseph Maier und der Bernburger Salomon Herxheimer – ein vielfältig verknüpftes Netzwerk.





Immanuel Wohlwill 1799–1847 Pädagoge Hamburg.	Joseph Rubina 1799–1864 Historiker, Philosoph Marburg	Salomon Herxheimer 1801–1884 Rabbiner Bernburg	Lion Ullmann 1804–1843 Rabbiner Krefeld	Julius Fürst 1805–1873 Orientalist Leipzig	Wilhelm Freund 1806–1894 Pädagoge Breslau	Gabriel Riesser 1806–1863 Politiker, Publizist Bockenheim	Benedikt Levi 11806–1899 Rabbiner Gießen
--	--	---	--	---	--	--	---

Jüdisches im Spiegel der Zeitung

Das Jahr 1837 war für die sächsischen Juden von den Beratungen des Dresdner Landtags über ihre Emanzipation geprägt. Religionsausübung und Erwerb von Grundeigentum waren die bestimmenden Themen. Die bis dahin üblichen Privatsynagogen sollten aufgehoben werden, gleichzeitig sollte daraus kein Hemmnis für die Teilnahme der für den Handel so wichtigen „ausländischen Juden“ an der Leipziger Messe entstehen.

In Sigmaringen verhandelte man über die *Zeugfähigkeit und Glaubwürdigkeit derjenigen Israeliten, welche den Schacherhandel betreiben*, und stellte immerhin fest, dass *Wahrheitsliebe unmöglich vom Gewerbe abhängen könne*, daher seien die Beschränkungen anzusetzen. Die Münchener Abgeordnetenversammlung dagegen war nicht bereit, über eine Revision der die Juden betreffenden Gesetze zu beraten, und die zweite Kammer der Stände in Hannover beschloss nach langer Diskussion, dass die Ehe zwischen Christen und Juden verboten blieb.

Die *Universal-Kirchenzeitung* bietet uns hier ein Kaleidoskop politischer Rückständigkeit. Im Kontrast dazu versteht man die Hoffnung und Motivation der jüdischen Mitarbeiter, in einem solchen Zeitungsprojekt auf Augenhöhe mitwirken zu können.

„Das heilige Wort Gottes in deutscher Muttersprache“

Zufällige aber aufschlussreiche Einblicke in lokale Verhältnisse im Jahr 1837 gibt der eine oder andere Bericht aus den jüdischen Gemeinden.

Aus Münster erfahren wir vom Gedeihen des Haindorfschen Vereins *zur Bildung von Elementarlehrern und Beförderung von Handwerken und Künsten unter den Juden*. Die Gemeinde besitze zudem *recht schöne Tempel im neuen Baustyl*. Und das Bedauern darüber, dass die *das heilige Wort Gottes in deutscher Muttersprache* vortragenden Lehrer ihre Neuerungen gegen „*lichtscheue*“ Rabbiner und Vorsteher nur teilweise durchsetzen konnten.

Ein wenig erstaunlich auch eine Meldung aus Posen. Statt auf Eigenständigkeit zu pochen, dankte man der Provinzial-Regierung für ihre Aufsicht, *ganz entfernt von dem Prinzip, sich in die inneren Gemeinde-Angelegenheiten nicht mischen zu wollen*. Gemeint waren vor allem jüdische Elementarschulen, die strenger Revision unterlägen. Dadurch würden jüdische Lehrer, den christlichen entsprechend, nicht nur kontrolliert, sondern auch honoriert. So

hatte die Regierung *dem Herrn Moritz Neustadt, in Rücksicht seiner wakkern Amtsführung, in gleicher Weise wie den sieben andern christlichen Elementarlehrern, aus den dazu ausgesetzten Fonds 10 Thaler als Gratifikation bewilligt*.

Im Kreis Würzburg stand es offenbar um den Gottesdienst nicht gut, gäbe es doch – außer in Aschaffenburg – *nicht eine einzige Synagoge, in welcher religiöse Vorträge an Sabbath und Festtagen gehalten würden, wenn nicht zufällig ein Rabbinatskandidat irgend einer Gemeinde einen solchen zum Besten gebe*. Wenigstens den Religionsunterricht erteilen in den meisten Gemeinden *geprüfte Lehrern*.

Erfreuliche, aber auch kritische Nachrichten betrafen eben das Schulwesen. Vom Gedeihen mehrerer Öffentlicher Gemeindeschulen für arme Kinder in Berlin ist die Rede, in Dresden und Leipzig veranstaltete der Oberrabbiner Dr. Frankel eine öffentliche Prüfung an den Gemeindeschule. Jüdische und ein christlicher Lehrer examinierten in Anwesenheit der Gemeinde und christlicher Honoratioren. Für die 150 jüdischen Schüler an den vier Gymnasien in Breslau sollte ein jüdischer Religionslehrer von der Schulbehörde angestellt werden.

Als das dringendste Bedürfnis für das israelitische Schulwesen stellt sich jedoch immer mehr die Errichtung von Seminarien heraus, schreibt ein Korrespondent, da nicht alle Gemeinden akademisch ausgebildete Lehrer bezahlen könnten und es auch an solchen mangle. An Seminarien wie dem von Dr. Büdingen in Kassel würden *tüchtige* Lehrer ausgebildet.

Mehrere Synagogen wurden eingeweiht: prächtige in Prag und Stuttgart, eine durch *Schönheit und Eleganz* sich auszeichnende in Binswangen. Deren Bauplan hatte, vernehmen wir mit einiger Aufmerksamkeit, der bayrische König *unentgeltlich von der königl. Baukommission entwerfen* lassen. Und in Framersheim/Pfalz begleiteten Pfarrer und Bürgermeister den Gemeindevorstand bei der Einweihung einer neuen Torarolle, die der Vorstand vom Rathaus in die Synagoge trug.

Bei der Einweihung einer neuen Synagoge in Bad Ems hielt der *Predigtamtscandidat, Dr. Wormser*, eine Rede. Dies nahm der Korrespondent zum Anlass, auf ein drängendes Problem hinzuweisen: Die universitär ausgebildeten Rabbiner-Kandidaten bekamen nur selten eine Stelle. Mit Unterricht, journalistischen Arbeiten und sporadischen Aufträgen erzielten sie nur ein unsicheres und unregelmäßiges Einkommen.

Impressum

Herausgeber

Salomon Ludwig Steinheim-Institut für deutsch-jüdische Geschichte an der Universität Duisburg-Essen, Rabbinerhaus Essen

ISSN

1436–1213

Redaktion

Prof. Dr. Michael Brocke
Dipl.-Soz.-Wiss. Harald Lordick
Beata Mache M.A.
Annette Sommer

Layout

Harald Lordick

Postanschrift der Redaktion

Edmund-Körner-Platz 2
45127 Essen

Telefon

+49(0)201-82162900

Fax

+49(0)201-82162916

E-Mail

kalonymos@steinheim-institut.org

Internet

www.steinheim-institut.de

Druck

Brendow Printmedien
47443 Moers

Versand

Vierteljährlich im Postzeitungsdienst kostenlos für unsere Leser

Spendenkonto

IBAN DE42 3505 0000 0238 0003 4
BIC DUISDE33XXX
Stadtsparkasse Duisburg

Gefördert durch:



Bundesministerium
des Innern

aufgrund eines Beschlusses
des Deutschen Bundestages



Benjamin-Hirsch Auerbach
1808–1872
Rabbiner
Darmstadt

Salomon Formstecher
1808–1889
Rabbiner
Offenbach

Samsom Raphael Hirsch
1808–1888
Rabbiner
Oldenburg

Michael Sachs
1808–1864
Rabbiner
Barlin/Prag

Samuel Adler
1809–1891
Prediger, Rabbiner-Kandidat
Worms

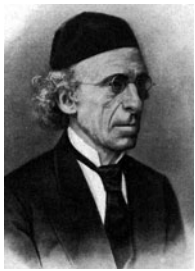
Abraham Geiger
1810–1874
Rabbiner
Wiesbaden

Levi Herzfeld
1810–1884
Rabbiner
Braunschweig

Leopold Löw
1811–1875
Rabbiner-Kandidat
Pest



Philipp Ehrenberg
1811–1883
Pädagoge
Wofenbüttel



Ludwig Philippson
1811–1889
Rabbiner, Publizist, Pädagoge
Magdeburg

Die prekäre Lage der Rabbinats-Kandidaten, die ja mit Richtungsstreit und Generationenkonflikt zusammenhing, war auch Thema einer Korrespondenz aus Kaiserslautern. *Mehrere Rabbiner, welche einen Anstoß daran nehmen, daß jüngere Männer, mit Kenntnissen und Fähigkeiten ausgerüstet, das Volk mit lebendigem Wort zu belehren,* hätten versucht, ihren Einfluss geltend zu machen, damit die jungen Männern keine Anstellung fänden.

Die schwierige Lage der jungen Rabbiner zwischen Reform und Tradition illustriert auch folgende Auseinandersetzung: Während der Korrespondent aus Gießen beklagte, die jungen Rabbiner unterstützen nicht entschieden genug die Reform, gab es Widerspruch aus Darmstadt: sie hätten stattdessen für Stabilität zu sorgen. Das war eine Verteidigung des kritisierten Gießener Rabbiners Dr. Levi, der schließlich *in seiner Synagoge deutschen Choralgesang, in Begleitung von Instrumentalmusik öfters veranstaltete* und auch Schriften zu Reform der Liturgie verfasste. Mehr könne man nicht fordern, wolle man die jungen Rabbiner in den Gemeinden wirken sehen, statt anstellungslose Märtyrer zu produzieren.

Wohlfahrt

Die *Universal-Kirchenzeitung* war auch ein Forum, was nicht selbstverständlich war in jener Zeit, in dem Ansätze des guten Miteinanders gewürdigt wurden. In Hamburg bestätigte der Senat die Stiftung von Salomon Heine zur *Unterstützung unbemittelter Bewohner Hamburgs, welche zu ihrem Erwerbe oder zu dessen Wiederaufschwunge eines Vorschusses bedürfen*. Heine, der auf vollständige Gleichstellung hoffte, hatte verfügt, dass zunächst nur Juden unterstützt wurden. *Mit dem Tage jedoch, wo die Juden in Hamburg zur ungehinderten Ausübung jeder bürgerlichen Erwerbsthätigkeit gleich den Christen gesetzlich zugelassen werden, soll diese Beschränkung aufhören*.

Eine der (scheinbar) *merkwürdigsten Erscheinungen der neuesten Zeit* hörte man aus Preußen. Auf dem Lande wurden zwei Kirchen eingeweiht, *welche die betreffenden christlichen Gemeinden der Freigebigkeit ihrer israelitischen Gutsherren verdanken*. Die großzügigen Spender: Commissionsrath Henoeh und die Banquiers Gebrüder Oppenheim. Auch in Wiesbaden beteiligen sich Juden an der Kollekte für eine evangelische, und in Stockholm für eine katholische Kirche.

Überhaupt wuchs die Vertrautheit zwischen den Menschen im Alltag. In Breslau feierten die Bürger

das fünfzigjährige Doktorjubiläum von Dr. Henschel. *Da der Jubilar jüdischen Glaubens ist, und kein Staatsamt bekleidet, so galten hier alle Beweise von Achtung und Liebe nur dem wirklichen Verdienste, dem Arzt, der auch von vielen christlichen Familien als Wohlthäter und Helfer gepriesen wird*.

Presse und Kultur

In einer Rezension äußerte sich die Redaktion über eine neue Zeitschrift: *Die Baumgärtnerische Buchhandlung in Leipzig kündigt eine politisch-belletristische Zeitung des Judenthumes an. Die bisherigen Erfahrungen sind allen ähnlichen Versuchen ungünstig, indem nämlich selbst die gebildeteren Israeliten, welche warmes Interesse für ihre Religion und ihre Rechte haben, es nicht lieben, sich öffentlich zu isoliren*. Ein Berliner Korrespondent wunderte sich in diesem Zusammenhang durchaus zurecht: *Hr. J. Baumgärtner zu Leipzig, der bei der Leipziger Communrepräsentantschaft so nachdrücklich gegen jede Begünstigung der Juden sprach, hat nun trotzdem in seinem Verlage eine Zeitschrift für Juden, von Juden herausgegeben, angekündigt*. Gemeint ist hier die so erfolgreiche *Allgemeine Zeitung des Judentums*, aus der in der zweiten Jahreshälfte die erst so skeptischen Redakteure oft zitierten und sogar Philipppsons *Aufforderung an alle Israeliten Deutschlands zu Subscriptionen, um eine jüdische Fakultät und ein jüdisches Seminar für Deutschland zu begründen* abdruckten.

Bei einer anderen Zeitschrift lagen die Skeptiker allerdings richtig: Das von Rabbiner S. Meyer angekündigte Samstagsblatt unter dem Titel *Israelitischer Merkur* wurde kein Erfolg. Ob tatsächlich des provokativen und *unschicklichen Titels* wegen, wie der Korrespondent prophezeite?

Pittureskes aus aller Welt

Die Leser erfahren, dass in Indien „weiße und schwarze“ Juden leben, dass die chinesischen Juden *nur eine schwache Erinnerung ihrer Religion behalten haben*, die Orientalen das Hebräische mit Arabisch vermischen, dass in Ägypten, Gibraltar und anderen Regionen für den Wiederaufbau der durch ein Erdbeben zerstörten Synagoge in Jerusalem mit Erfolg gesammelt wird. Die barmherzigen Schwestern in Algier tun ein gutes Werk, indem sie *bis fünfzig Judenmädchen* erziehen. Auf dem Berg Karmel wird aus den Spenden von Juden, Christen und Arabern eine Kapelle errichtet. Der Missionar Joseph Wolf, Sohn von

*Allen unseren Leserinnen und Lesern
frohe, erholsame Festzeiten!
Wir danken für Ihre freundliche
Unterstützung unserer Arbeit
und wünschen ein glückliches Jahr 2014*

Rabbiner David Wolf, *sucht die zehn Judenstämme, die er nicht in Asien fand, jetzt in Sudan.* Und Norwegen sei *immer noch der einzige Staat, der keinen jüdischen Ansiedler duldet, und selbst gegen jüdische Schiffbrüchige auf eine schauerhafte Weise verfährt.* In Dänemark sei die Lage der Juden dagegen *selbst in den früheren Jahrhunderten erträglich und sogar gut gewesen.* Eine für das deutsche Publikum interessante Nachricht kam aus London: Hier wurde Moses Montefiore zum „Sherif“ gewählt. Ausführlich beschreibt der Berichterstatter die Selbstverständlichkeit in der Ausübung der religiösen Pflichten solcher jüdischen Amtsträger und die übliche Rücksicht ihrer christlichen Kollegen, die das nicht *im Geringsten unbritisch oder unaufgeklärt* fanden. Gleichen Respekt solle man doch auch in Deutschland fordern.

Die *Universal-Kirchenzeitung* ist von der Geschichtsschreibung kaum beachtet worden. Sie wurde – zusammen mit Werken wie Heines *Buch der Lieder* und Beurmanns *Ludwig Börne als Charakter*

und in der Literatur – in Preußen vom Ober-Censur-Gericht schon am 7. März 1837 verboten. Einige protestantische Länder folgten umgehend. Der Herausgeber Hoeninghaus war davon ebenso überrascht wie von den wirtschaftlichen Folgen der drastisch eingeschränkten Vertriebsmöglichkeiten. Am 24. Juli bat er deshalb den Minister des Innern, das Verbot aufzuheben. Die folgende, langwierige Untersuchung der Angelegenheit endete für ihn eigentlich erfolgreich, denn am 11. Dezember 1837 wurde entschieden, das Verbot wieder aufzuheben. Diese Entscheidung hat man allerdings erst am 6. Januar 1838 veröffentlicht. Zu diesem Zeitpunkt hatte Hoeninghaus seine Zeitung jedoch schon eingestellt – und die ausschließlich *katholische Kirchenzeitung* gegründet.

Die jüdischen Redakteure und Autoren der *Universal-Kirchenzeitung* hatten das Angebot des gleichberechtigten Austauschs ersichtlich erfreut, abgeschlossen und engagiert angenommen. Ob jenes Angebot aber seinerzeit wirklich ernst gemeint war?

In den 104 Ausgaben sind 65 das jüdische Leben betreffende Berichte aus den deutschen Staaten und 46 aus dem Ausland erschienen, dazu 12 Mantelbeiträge, 59 in der *Theologischen Akademie* und 22 Rezensionen.

Die Volltext-Edition der *Universal-Kirchenzeitung* ist Teil des Promotionsvorhabens der Autorin. Zu jeder Ausgabe sind bereits die digitale Edition sowie die Seitenabbilder der Originaldrucke (jeweils 105 Dateien) online gestellt (steinheim-institut.de)

Buchgestöber

Ein kleines Land zeigt Größe

Wie war es möglich, dass in Dänemark – im Gegensatz zu (fast) allen anderen von Nazideutschland besetzten Ländern – so viele Juden gerettet werden konnten?

Dieser Frage geht der dänische Historiker und Journalist Bo Lidegaard in seinem spanenden Bericht über die Flucht der dänischen Juden nach. Seine Antwort: Es war der Wille des Volkes, der sich gegen ein derart unmenschliches Projekt wie die rassistische Verfolgung seiner jüdischen Mitbürger erhob.

Nachdem der deutsche Diplomat Georg Ferdinand Duckwitz in Dänemark vor der bevorstehenden ‚Judenaktion‘ gewarnt hatte, verhalfen zahllose Dänen ihren Landsleuten im September und Oktober 1943 zur Flucht nach Schweden. Die Vorstellung, Juden vom Rest der Gesellschaft abzuspalten, blieb der überwältigenden Mehrheit des Volkes völlig unverständlich. Das dänische Volk sah es als seine menschliche und nationale Pflicht, persönlich Verantwortung zu übernehmen, damit der Exodus seiner Landsleute gelingen konnte. Entscheidend getragen wurde die Aktion darüber hinaus von dä-

nischen Spitzenpolitikern, die in einer Zeit, in der es so populär gewesen wäre, zwischen Dänen und Juden zu unterscheiden, den Mut hatten, nicht an den Grundpfeilern der Demokratie zu rütteln und an den humanistischen Werten der dänischen Gesellschaftsordnung festzuhalten.

Warum geschah das, was in Dänemark möglich war, nicht auch in anderen Ländern, fragt der Autor abschließend. Das Beispiel Dänemarks zeige doch, dass der Völkermord mit einer solch offenen Ablehnung einer ganzen Nation hätte aufgehalten werden können. Selbst Berlin scheute sich angesichts dieses Widerstandes vor einer konsequenten Verfolgung der Juden des Landes. Denn – so der Autor – die Einbeziehung der Öffentlichkeit in ihr Vernichtungsprojekt war für die NS-Führungsriege eine Voraussetzung, um ihre verbrecherischen Pläne umsetzen zu können. Ohne die Unterstützung der Bevölkerung wäre sie machtlos gewesen. Das ist die Lehre, die *Die Ausnahme* Dänemarks lehrt.

Ein bewegendes Zeugnis, ein Buch, das man nur schwer aus den Händen legen kann, trotz der nicht immer gelungenen und mit Druckfehlern durchsetzten Übertragung aus dem Englischen. *som*

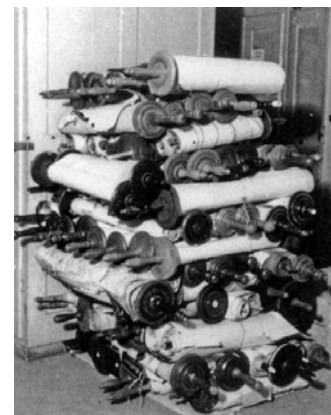


Bo Lidegaard, *Die Ausnahme*. Oktober 1943: wie die dänischen Juden mithilfe ihrer Mitbürger der Vernichtung entkamen. Blessing, München 2013. 592 S. 24,99 Euro ISBN 978-3-89667-510-1

Sortierung der Bibliothek
des YIVO in Wilna durch
Zwangsarbeiter des ERR,
April 1943



Thorarollen im Offenbach
Archival Depot, 1946



Martha Keil, Besitz, Geschäft
und Frauenrechte. Jüdische
und christliche Frauen in Dal-
matien und Prag 1300-1600.
Solivagus-Verlag, Kiel 2011.
188 S. 38,00 Euro
ISBN 978-3-943025-00-2

Geschäftsfrauen in Dalmatien und Prag

Einblicke in die beruflichen Aktivitäten und rechtlichen Handlungsräume christlicher und jüdischer Frauen in Dubrovnik, Zadar und Split sowie in Prag zwischen Spätmittelalter und Früher Neuzeit bietet das handliche Buch, das Ergebnisse eines trinationalen Projekts des Instituts für jüdische Geschichte Österreichs zusammenfasst. Es kann als Beispiel für einen gelungenen Forschungstransfer gelten: Zum einen wurden gender- und frauengeschichtliche Fragestellungen für die Forschung in Kroatien und Tschechien fruchtbar gemacht. Zum anderen stehen die Ergebnisse nun einem deutschsprachigen Publikum zur Verfügung und bieten Anregungen für weiterführende Studien und Vergleiche. Inwieweit Christinnen wie Jüdinnen in der Lage waren, „über die Grenzen ihrer traditionellen Rollenzuschreibungen hinaus eine aktive Position in ihrem Kollektiv einzunehmen“, hing mit diversen rechtlichen, sozialen und kulturellen Faktoren zusammen. So lässt sich die Beobachtung, dass die Geschäftstätigkeit jüdischer Frauen in Dubrovnik marginal war, offensichtlich damit erklären, dass sie als Sefardinnen anderen Normen unterlagen als aschkenasische Frauen. ur

tung durch die Unterbringung weiterer Funde nicht standgehalten, so dass umgehend auf dem Offenbacher Gelände der IG Farben ein „Archival Depot“ entstand. Von dort gingen die YIVO-Bestände nach New-York, die Rosenthaliana zurück nach Amsterdam. Mitarbeiter des *Jewish Joint Distribution Committee* und der *Jewish Cultural Reconstruction* leisteten dabei großartige Arbeit. Wie verteilen und was tun mit Kulturgut, für das kein Eigentümer mehr bekannt und kein Erbe zu finden war? Vor solch schwierigen Fragen standen Protagonisten wie Gershom Scholem, Hannah Arendt, Salo Baron und Lucy Davidowicz. Ihre Antworten hier nachzulesen, ist lohnenswert. mac/lor

Eingegangene Bücher (Besprechung vorbehalten)

- Kulka, Otto Dov. Landschaften der Metropole des Todes. Auschwitz und die Grenzen der Erinnerung und der Vorstellungskraft. DVA, Stuttgart 2013. 192 S. 19,99 Euro ISBN 978-3-42104-593-5
- Kodalle, Klaus-Michael. Verzeihung denken. Die verkantete Grundlage humaner Verhältnisse. Fink, München 2013. 487 S. 49,90 Euro ISBN 978-3-77055-632-8
- Blume, Günther. Oschersleben war uns Heimat. Jüdisches Leben in Oschersleben 1650 bis 1950. Ziethen, Oschersleben 2011. Beiträge zur Kulturgeschichte der Magdeburger Börde; 10. 240 S. 19,90 Euro ISBN 978-3-86289-026-2
- Signer, Michael A. Brücken bauen. Aufsätze und Vorträge zum jüdisch-christlichen Verhältnis. Institut Kirche und Judentum, Berlin 2013. Studien zu Kirche und Israel; 29. 445 S. 29,80 Euro ISBN 978-3-938-43509-0
- Hohlstein, Michael. Soziale Ausgrenzung im Medium der Predigt. Der franziskanische Antijudaismus im spätmittelalterlichen Italien. Böhlau, Köln u. Wien 2011. 336 S. 44,90 Euro ISBN 978-3-41220-297-2
- Wilhelm, Jürgen. Zwei Jahrtausende Jüdische Kunst und Kultur in Köln. Greven, 2 Köln 2007. 240 S. 39,90 Euro ISBN 978-3-77430-397-3
- Boockmann, Margaretha. Schrift als Stigma. Hebräische und hebraisierende Inschriften auf Gemälden der Spätgotik. Winter, Heidelberg 2013. 698 S. 98,00 Euro ISBN 978-3-82536-037-5
- Pracht-Jörns, Elfi. Die neue Synagoge Essen. 2013. (Rheinische Kunststätten; Heft 549). 31 S. 3,00 Euro ISBN 978-3-865-26095-6
- Schoeps, Julius H. David Friedländer. Freund und Schüler Moses Mendelssohns. Olms, Hildesheim 2012. 471 S. 22,80 Euro ISBN 978-3-48713-960-9

Geraubtes Kulturgut

Ob als spektakulärer Fund bedeutender Kunstwerke, wie das wohl auch den aktuellen ‚Fall‘ Gurlitt betrifft, oder als Raub des kulturellen Gedächtnisses bei Büchersammlungen – nach sieben Jahrzehnten ein immer noch ebenso drängendes wie ungelöstes Problem! „Raub und Verwüstung kultureller Zeugnisse“ fasst Gallas als einen „inhärenten Bestandteil des deutschen Vernichtungskrieges gegen die europäischen Juden“ auf. Sie beschreibt die schon 1945 erfolgte Einrichtung von „Collecting Points“ im Zuge der Bemühungen um die Rettung verstreuter und zwischenzeitlich völlig unzulänglich gelagerter Buchbestände nach dem Krieg – Reste der in ganz Europa durchgeführten Beutezüge der NS-Rauborganisation Rosenberg (ERR), deren Zahl viele Millionen Bücher und andere Kulturgüter betrug. Was zunächst im beschädigten Frankfurter Rothschild-Haus zusammengetragen werden konnte, veranlasste den Publizisten Robert Weltsch zu der Vermutung: „wahrscheinlich heute die größte jüdische Bibliothek der Welt“, von den Nazis „aufgehäuft, ohne eine Ahnung, worum es sich handelt“. Doch dies Gebäude hätte der Belas-



Elisabeth Gallas, Das Leichen-
haus der Bücher. Kulturrestitution
und jüdisches Geschichtsdenden
nach 1945. Vandenhoeck & Ruprecht 2013.
Schriften des Simon-Dubnow-
Instituts Leipzig 19.
351 S. 64,00 Euro
ISBN 978-3-525-36957-9

Mitteilungen

Mit dem **unzeitigen Tod** des rührigen Kollegen und Freundes Dr. Andreas Angerstorfer vor anderthalb Jahren hat Regensburg einen herben Verlust erlitten. Politisch, wegen seines unermüdlichen Kampfs gegen Rechtsextremismus und Judenfeindschaft, und wissenschaftlich wegen seiner dokumentarischen Arbeit am jüdischen Erbe der Stadt und der Oberpfalz. Michael Brocke, der seine Laufbahn an der 1968 gestarteten „Reformuniversität“ Regensburg begonnen hat, wird die Arbeit von Dr. Angerstorfer zu Regensburg aufnehmen und nach Kräften weiterführen. Im Sommer 2013 wurden bereits Grabmale des neuen Regensburger jüdischen Friedhofs fotografiert; die Fotografien werden mit den Abschriften Angerstorfers verbunden. Noch ist man hier und in Regensburg auf der Suche nach Förderern dieser für die Kultur- und Gemeindegeschichte wichtigen Arbeit.

Regensburg, dessen große Altstadt stolze Weltkulturerbe-Stätte der Unesco ist, hat nun Brocke beauftragt, sämtliche hebräischen Inschriften vor der Vertreibung im Jahr 1519 – immer noch werden „neue“ Stücke entdeckt – zu edieren. Das in Jahren und Jahrzehnten sorgfältig gesammelte Material will nach heutigen Standards attraktiv aufbereitet und ergänzt werden. Mittel für die Publikation stellt die Stadt bereit. Mit Editionen wie Spandau, Worms, Mainz, Speyer oder Frankfurt wird das Regensburger mittelalterliche Corpus den kräftigen Fortschritt der Wissenschaften weit über den lokalen Horizont hinaus anregen und befördern. Wir danken der Stadt Regensburg für ihr umsichtiges Engagement, dem wir gern gerecht werden wollen. red

Lokale Geschichtsforschung verbinden Das jährliche Treffen des 2012 erfolgreich gegründeten Netzwerks deutsch-jüdische Geschichte NRW wird am 26. Januar 2014 in Essen in der *Alten Synagoge* stattfinden. Im Anschluss wird eine Führung durch ihre Ausstellung und das Rabbinerhaus angeboten. Forscherinnen und Forscher zur jüdischen Lokal- und Regionalgeschichte sind wieder herzlich eingeladen, ihre Projekte und Aktivitäten vorzustellen, an Diskussion und Austausch teilzunehmen und gemeinsame Initiativen voranzubringen. Auf dem Programm stehen „Unbekannte Quellen?“ wie die Akten des *Deutsch-Israelitischen Gemeindebunds* zum jüdischen Schulwesen in unserer Region, historische Archive in Berlin und Jerusalem sowie Bibliografie und Recherche in Presse, neueren und neuesten

Nachschlagewerken. Am Herzen liegt uns insbesondere auch der Europäische Tag der jüdischen Kultur (7. September 2014), für den wir Veranstaltungen in unserer Region und ihre Vernetzung anregen möchten. Das Themenspektrum wird sich aber vor allem aus den Berichten der Teilnehmenden ergeben, die wie gewohnt im Zentrum des Treffens stehen. Machen Sie mit! (Anmeldung: steinheim@steinheiminstitut.org) red

Orte jüdischer Geschichte Eine Gedenktafel für die 1938 zerstörte Synagoge, an deren einstigen Standort das Stadtbild längst nicht mehr erinnert, der alte jüdische Friedhof, unscheinbar und versteckt gelegen – nur zu leicht läuft man daran vorbei. Das wäre es doch: Irgendwo das Smartphone anschalten, und nachsehen: was gab es (und gibt es vielleicht noch) hier zur deutsch-jüdischen Geschichte? Eine WebApp, die genau das leistet, hat Harald Lordick entwickelt. Sie erschließt zahlreiche Artikel der Wikipedia, die ortsbezogene Informationen zur jüdischen Geschichte enthalten, und gruppiert sie passend zum geografischen Ausgangspunkt.

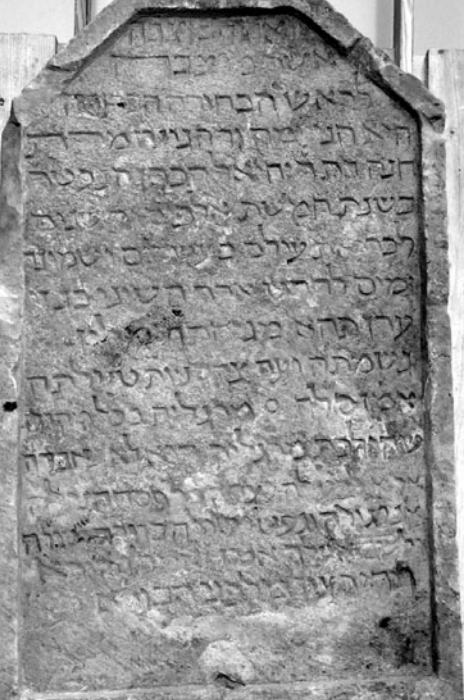
In Dorsten etwa wird man als erstes auf das *Jüdische Museum Westfalen* stoßen. Man bekommt dort aber auch den Hinweis auf das gar nicht so weit entfernte *Gelsenberg-Lager* in Gelsenkirchen-Horst, in dem ungarische jüdische Zwangsarbeiterinnen entsetzlich litten. Und in entgegengesetzter Richtung, in Dinslaken? Dass in der Mitte des Kreisverkehrs einst ein jüdischer Friedhof (*auf dem Doelen*) war, damit bringt die App eine Überraschung ans Licht, die vor Ort nicht zu erkennen wäre.

Statt von der eigenen Position auszugehen, lassen sich selbst gewählte Koordinaten eingeben. Wesentlich besser und komfortabler jedoch ist es, den eingebauten praktischen DARIAH-DE-Service *Getty Thesaurus of Geographic Names* zu nutzen und sich damit an einen beliebigen Ort quasi zu versetzen. Das Programm nutzt also Daten aus zwei Quellen und ist offen für die Zukunft: Mit der Zunahme an Datenangeboten wird es sich weiter entfalten.

Die App ist jetzt schon auf den Webseiten des Steinheim-Instituts erreichbar (siehe QR-Code) und wird in Kürze auch über das Portal von DARIAH (de.dariah.eu) abrufbar sein. Das ganze ist kinderleicht zu bedienen, und hat, ganz passend, auch noch die eine oder andere ‚Kinderkrankheit‘ – ein Prototyp, der noch reifen will. *Feedback* ist also gefragt: einfach ausprobieren. red



QR-Code scannen
und direkt zur WebApp
gelangen (uk)



Ich sei auch, wo ich sei, bin ich, Schatz, nicht bei dir, So bin ich nimmermehr selbst in und bei mir

1 זאת המצבה
 אשר מוצבה
 לראש הבחורה הברוכה
 היא הנעימה וההגונה מרת
 חנה בת ר' יחיאל הכהן הנפטר'
 5 בשנת חמשת אלפים וה' שנים
 לבריאת עולם בעשרים ושמונה
 ימים לחדש אדר השני בגן
 עדן תהא מנוחתה מלון
 10 נשמתה ועם צדקניות טיילתה
 אמן סלה . מרגלית בכל מקום
 שהולכת מרגלית היא לא נאבדה
 אלא לבעלה יצחק ב"ר פסח הגולה
 אני גולה ונפשי שולה כיורד ועולה
 15 ולשם אעלה אמן יאמר הקורא
 ויהי רצון מלפני הבורא:

Dies ist die Stele,
 die aufgestellt ist
 zu Häupten der gesegneten Vornehmen (jungen Frau),
 sie, die lebenswürdige und ehrbare Frau
 Channah, Tochter des Herrn Jechiel haKohen, die verschied
 im Jahr Fünftausend und Fünf
 der Erschaffung der Welt, achtundzwanzig
 Tage im Monat Zweiter Adar. Im Garten
 Eden sei ihre Ruhe, Herberge
 ihrer Seele, und mit den Frommen Frauen ihr Wandeln -
 Amen, Selah • Eine Perle, allerorten
 wo(hin) sie (auch) geht, ist sie Perle. Sie ist nicht verloren,
 wohl aber ihrem Gatten, Jizchak Sohn des Pessach, der Verbannte.
 Verbannt bin ich, mein Leben(sodem) ist ... wie Abstieg und Aufstieg.
 Dorthin aber werde ich aufsteigen. „Amen“ spreche, der (dies) liest,
 und so sei es das Wohlgefallen des Schöpfers.

Spricht eine Grabinschrift des 13. Jhdts. so persönlich wie diese, so macht sie uns, fast achthundert Jahre später, das Verständnis nicht leicht. Dass sie aus Bruchstücken zusammengesetzt wurde, dort, wo sie intim wird, erschwert Lesung und Verstehen.

Die (eher vorläufige) Übertragung möchte der feierlichen Tonlage gerecht werden. Das ist für ihren ersten Teil – Zeilen 1 bis 11a – kein Problem, auch wenn das eine oder andere lobende Attribut sonst selten auftritt oder nicht genau wiederzugeben ist. Deren Wahl lässt auf eine junge Verstorbene von bestem Leumund und aus guter Familie schließen. Auch der ihr nachgerufene Segen ist ausführlich und feierlich: Das Paradies sei ihre Ruhestätte, sei ihre „Herberge“, und mit den *zidkanijot*, den frommen, den wohltätigen Frauen möge sie dort lustwandeln.

Doch damit nicht genug. Die Inschrift setzt von neuem an. Der trauernde Gatte sucht sich der geliebten Gattin zu versichern, zugleich Trost suchend in einem leicht abgewandelten Wort antiker Überlieferung: Wo auch immer eine Perle ist, gehe oder stehe, so bleibt sie doch die Perle. So wäre denn diese Perle nicht verloren gegangen? Nein – und Ja: Ihr *ba'al* (d. i. der Eigentümer, der Ehegatte) hat sie

verloren. (Auch das ein Echo antiker Perlen-Gleichnisse.) Nun nennt der sich selbst mit Namen, was ganz außergewöhnlich ist. Auch auf solchen Grabinschriften, die ein Ich (oft der Gatte) erkennen lassen, bleibt doch dessen Name ungenannt.

Hier hingegen erscheint nicht allein der Name, nein, Isaak Sohn des Pessach trägt, oder gibt sich selbst, den Beinamen „der Verbannte“, der im Exil Lebende. Gibt er ihn sich selbst oder kennt und nennt man ihn so? Gleichviel, er ist verbannt: „Ich bin verbannt!“ Fern von ihr, im Exil: dem des irdischen Lebens. Meine Seele ist (das heißt: Ich bin) ... – Schreibung und Sinn des Verbs sind, allein nach dem Foto gelesen, nicht sicher – „ist geworfen (?) wie hinabgeworfen und hinauf (?) Mein Leben spielt sich ab im Hinab und Hinauf, im Auf und Nieder. „Aber dorthin will ich aufsteigen!“ Hinan an jenen Ort, wo sie nun weilt. (Das „dorthin“, *l'scham*, als *laSchem*, zu lesen, als hin zum „Namen“, d. i. zu Gott, empfiehlt sich nicht.) Ein jeder, der diese Inschrift liest, soll sie mit *Amen* bekräftigen: So sei's! Und so möge es denn auch des Schöpfers Wille und Wohlgefallen sein.

Der liebende Hinterbliebene will ‚hinauf‘ zu seinem Schatz, hinauf aus dem „Geworfensein“, dem ermattenden Auf und Nieder eines Lebens ohne die „verlorene Perle“.

Gewiss gibt es hier mehr zu sagen und zu fragen. Zum Bau der Inschrift, ihren Reimen und Alliterationen, dem Wortschatz, ihrer Mentalität und Spiritualität. Das bleibe für ein andermal. Vor allem für die in Erfurt anstehende Edition aller dort erhaltenen und neu aufgefundenen mittelalterlichen Grabmale durch Dr. Margaretha Boockmann. Ein wiedergewonnener Schatz; *Margalit – kol makom she holekhet – margalit hi!* Wo sie verloren, da wird sie gefunden. mb

Vorausveröffentlichung mit freundlicher Genehmigung des Thüringischen Landesamts für Denkmalpflege und Frau Dr. Maria Stürzebecher, Erfurt

Frau Channah, Tochter des Herrn Jechiel haKohen, Gattin des Jizchak, Sohn des Pessach, der Verbannte gestorben 28. Adar II 5005/28. März 1245 Erfurt (Inventar Nr. TLDA 09/61-18) Aus der Grundmauer eines Gebäudes der Großen Ackerhofgasse bei Bauarbeiten im Dezember 2011 geborgen. In zwei Teile ab Zeile 12 bis Zl. 16 –schräg von rechts nach links verlaufend – zerbrochen, zusammengesetzt. Vertiefte Schriftfläche, schmaler umlaufender Rahmen. Trapezförmiger Abschluss. Maße: H 124, B 57,5, T 15